

Gedichte
in
Themarer Mundart

von
Heinrich Mylius

Mit einer Einleitung
von
Friedrich Hofmann

Hildburghausen
In Commission der Kesselring'schen
Hofbuchhandlung

1845

Neuaufgabe 2011
Werbeservice & Notensatz
Steffen Fischer, R.-Breitscheid-Str. 4,
98646 Hildburghausen
www.notensatz-s-fischer.de

An der Ausführung der 1845 erschienenen Auflage wurden so wenig wie möglich Änderungen vorgenommen, um die Ursprünglichkeit zu wahren und somit auch diesen Schatz Themars der Nachwelt weiter zu erhalten.

Einleitung

Fürsten und Bauern teilen in Beziehung auf die Sprache ein Schicksal. Beider Sprache ist an Wörtern und Wendungen ärmer, als unsere Schriftsprache, sobald diese in ihrer vollen Ausbildung und Freiheit benutzt wird. An den Höfen, nämlich der Fürsten, verschuldete die Jahrhunderte lang absichtlich bewahrte Entfernung von der Natur und vom Volk diese Armut an naturwüchsigen Kraftausdrücken, diese Scheu vor allen volkstümlichen Witz- und Schlagworten, diese ängstliche Bewachung der eng gezogenen Anstandsschranken hinsichtlich der geistigen Bewegung dieser so genannten höchsten Gesellschaft. Der Fürst und dem Fürsten gegenüber der Gebildete darf manches, seinen Gegenstand aufs Treffendste bezeichnende Wort nicht anwenden, weil es innerhalb der fürstlichen Hallen äußerst widerlich an die Ohren gar vieler Hofherren und Damen schlagen würde, die außerhalb dieser Hallen nicht selten dem andern Extrem rücksichtslos in den Schoß fallen. (So war einst Jean Paul an einer fürstlichen Tafel in nicht geringer Verlegenheit, als die regierende Herzogin ihn um den Gegenstand seiner dermaligen poetischen Tätigkeit befragte; er arbeitete eben an den

„Flegeljahre“, und Flegel sind bekanntlich nicht hoffähig.) Dagegen tritt uns in und bei den Höfen, nämlich der Bauern, die natürliche Quelle aller eigentümlichen Wörter und Bilder der Volkssprache entgegen. Unter Bauern verstehe ich hier die Bewohner der Dörfer und kleinen, vorzugsweise von Feldbau und Viehzucht lebenden Landstädte. In den größeren Haupt- und namentlich vielen Residenzstädten haben die unteren Schichten der Einwohnerschaften einen in Aussprache und Satzbau von dem des Landvolks verschiedenen Dialekt ausgebildet, der in der Regel gemeiner, roher und poesieloser ist, als jener. Die Ursache liegt so nahe, als die eben bezeichnete Quelle der Landvolkssprache. Jeder nicht höher Begabte betrachtet die Welt und ihre Erscheinungen durch die Fenster seiner Werkstatt, mag diese eine Studierstube oder eine Nagelschmiede sein, und während nun der höher Begabte, der Forscher, der Dichter, aus der Betrachtung des Universums zu sich zurückkehrend, die Ordnungen des großen Weltganzen auch auf die nächste, im Kreise seiner Herrschaft liegende Umgebung zu übertragen und nicht nur das Bild der Weltordnung in systematischer Weise und in verjüngtem Maßstabe um sich her wiederzugeben sucht, sondern auch die Weise seines Ausdrucks, die

Bilder seiner Sprache durch den Widerschein von den schönsten Sternen jener höheren Sphäre verschönert und veredelt, – bleibt der niedere Handwerker und Handlanger in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe an den Bildern haften, die ihm seine Werkstatt bietet, und er überträgt sie mit Wohlbehagen auf die größten Erscheinungen, die ihm durch die Fenster seiner Werkstatt ersichtlich werden. Je niedriger die Beschäftigung, je häufiger das Zusammensein bei gleicher Arbeit und gleicher Vergnügung, desto gemeiner werden Vorstellungen und Ausdruck derselben. Dazu gar gerechnet den Eindruck und Einfluss, welchen Entbehrung und Not auf so verwahrloste Wesen ausüben, so wird sich herausstellen, warum die Sprache der untersten Volksklassen in Städten, welche eine größere Masse von niedrigen Handwerkern und gedrückten Tagelöhnern ernähren, einen überwiegenden Reichtum an gemeinen und rohen Formen hat. Die Poesielosigkeit solchen Dialekts und Volks versteht sich von selbst. – Die Hauptwerkstatt des Landmanns aber ist die Natur, aus ihr schöpft er die Kraft seiner Sprache, sie gibt ihm die poetischen Formen und Bilder, die von den Urvätern ererbt und von Kind und Kindeskind stets treu bewahrt, immer frisch, wie ihre Quelle, sind aus dem steten Umgang mit der

Parabel

A Schuster un a Schneider
Die kame aus dr Lehr,
Doe schnürte sie ühr'n Böndel
Zon Wannern kreuz on quer.

Sie sohe schue von Weite
A freundlich Dörfle lieg. –
„Dort möss' mer,“ sprochen der Schneider,
„Gleich a Heschenkle krieg!“ –

O weh! du ärmer Schneider!
Du klopfst vergabes oh!
En Dörfle is a Schuster
Die allerhöchst Persoh.

Dröm moßt denn ach der Schneider
Mit leere Hände fort,
On zu sein größte Jammer
Blieb goer der Schuster dort.

Der Mester en dan Dörfle
Hat g'rod der Aerbet vell,
Dröm woer er's gleich zefriede
On hielt sich an Gesell.

Es woer a brover Mester,
Der ner bos racht is tut;
On der Gesell woer g'rod so,
Dröm hatt' er's ah racht gut.

Doch onner ärmer Schneider
Moßt nue allee merscheer,
On bu er hie koem hatt'r
Halt überol Malöhr.

Es brocht'n kaum des Fechte
Oh'n Took ner so vill ei,
Dass er ze Nocht en Wertshaus
Konnt über Nocht geblei.

Doebei plogt ihn der Honger,
Er grämt sich or'ndlich dröm
On wannert en sein Elend
Bis heut noch drauße röm.

— — —

Du fragst: „ber is der Schuster?
Ber söll der Schneider sei?“ –
Guck! onter mein Gedichtlen
Senn alle zwee derbei;

Die gute senn die Schuster,
Die Schneider töhge nis;

Dröm wellt ich, dass mer alle
Mei Liedle Schuster hieß.

Gett hie, ihr ärme Liedle!
Ich scheck euch en die Fremd,
Dass mer voh euch die Schuster
On Schneider kenne lernt.

Kömmt ähns zu Dir gegange,
On is so gut bie Du,
Dos is gewißt a Schuster
On fend bei Dir die Ruh.

Doch kömmt zu Dir a fremmes,
Bos Dir goer net gefällt,
Dos jägst De, bie an Schneider,
Gleich hongrig en die Welt.

On komme sie mir speäter
Aus ihrer Fremd just hemm,
Noch seäh ichs gleich, ob manche
Dervo vill dörerrer senn.

Die decke nahm ich alle
Gern widder en mei Haus,
On ner die dörre Schneider
Jöh ich gleich widder naus. –

Die geschlöh Frah

Sis net hübsch, benn a jonger Moh
So gerstig zänkisch is,
As bie sell klenner Zimmermoh, –
Ich wes net bie er hieß.

So lang als der derhemm moßt blei,
Wur ömmerfort gezankt,
On redt' mer ner a Wörtle nei,
Ze kriegt mer äh gelangt.

Nue noehm er endlich goer a Frah,
Doemit's en Duett ging;
Die moßt ühr'n Kaas doch ah drei gah,
Denn d's Zanke früh ohging.

Die Frah hot's ober ball gereut,
Denn wollt se öppes söh,
Ze hott' se bie net gescheit
Gleich off ühr Maul geschlöh.

Doe docht die Frah: bos brauchst du's denn?
Du söst die Schläh doe hall?
– Meintwege zank Du noch so schwen,
Ich koh mei Maul gehall!

Sie redt' nue net a Wörtle nei,
Ha mugt zanl odder lärm.
Doe sprach er: „du wist stelle sei?
Ich will der d's Rede lern!”

Doefür, dass sie ühr Maul nue hill,
On ließ ühr'n Moh gewähr,
Kriegt se doch ach gerod so vill
Maulschelle bie vürher.

– Die Frah moßt werlich word vill leid!
Sie mugt net mieh gelach,
On frägt: „ Sött ihr mir doch, ihr Leut!
Bos söll ich denn nue mach?”

Der Pachter on der Pferr

Es woer amoel a Pachter,
Der ritt goer oft spatzier
On mocht sich so en Sommer
Des allerschünst Pleßier.

Dos hot d'n Pferr geärgert,
Dass er si zu moßt seäh,
Benn seller just spatzier ritt
On er zu Fuß moßt geäh.

Dröm hot'r voh der Kanzel
Goer gerstig scandelirt,
So deutlich, dass der Pachter
Ach ageblecks droh hört.

Der Pachter docht: du Pfäffle!
Du kömmst mir schue amoel,
Noch söft de dich verwonner,
Bie ich dich will bezohl! –

On en derselbe Woche
Reit er en Feld ömher,
Doe kömmt denn auch das Pfäffle
Ze Fuß d'n Waak dort her.